

Zeitschrift: Bericht über die Verhandlungen der Zürcherischen Schulsynode
Herausgeber: Zürcherische Schulsynode
Band: 68 (1901)

Artikel: Beilage VIII : Thomas Scherr als Schulmann
Autor: Utzinger, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-743926>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Thomas Scherr als Schulmann.

Festrede zur Feier des 100. Geburtstages

gehalten von

H. Utzinger, Seminardirektor.

Bei dem Manne, den wir heute feiern, trifft das Dichterwort nicht zu:

Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Zwei Jahrzehnte lang war Thomas Scherr zwar einer der bestgehassten und zugleich der mit höchster Begeisterung verehrten Männer im Kanton Zürich. Schon längst hat sich indes das Urteil über ihn abgeklärt; die Vorwürfe und Anfeindungen sind verstummt, und sein Name ist unauflöslich verbunden mit einer der erfreulichsten Perioden unserer Geschichte.

Im Jahre 1839 wurden die auf das zürcherische Volksschulwesen bezüglichen gesetzgeberischen Erlasse der Dreissiger Jahre, in einem Bande gesammelt, herausgegeben, ein unvergängliches Denkmal einer schöpferischen Zeit. Scherr hatte einen hervorragenden Anteil daran; manche waren von ihm selber im Auftrage des Erziehungsrats entworfen worden. Der wichtigste von allen ist das „*Gesetz über die Organisation des Volksschulwesens*“, das mit Recht kurzweg als das „Scherrsche Schulgesetz“ bezeichnet wird. Unserer Primarschule hat es die Organisation gegeben, die sie bis zum Frühjahr 1900 beibehielt. Es waren tief einschneidende Veränderungen, die es brachte. Bei aller kühnen Neuerung verraten indes verschiedene Bestimmungen das Bestreben, an das Bestehende

anzuschliessen und den Übergang zum Neuen zu erleichtern; so z. B. die Festsetzung von 120 als Maximum der Schülerzahl für einen Lehrer; so auch die Befugnis der Schulpflegen, die wöchentliche Stundenzahl im Sommer von 33 auf 23 herabzusetzen. Man war bestrebt, der neuen Schule durch feierliche Anlässe beim Volke Ansehen zu verschaffen. Alljährlich 14 Tage vor dem Beginn eines neuen Kurses musste der Pfarrer eine Schulpredigt halten; am folgenden Sonntag wurden die neu eintretenden Kinder in der Kirche durch den Präsidenten der Schulpflege ihrem Lehrer mit einer Rede übergeben; jeder neugewählte Lehrer wurde in der Kirche vor versammelter Gemeinde in sein Amt eingeführt. Auch die Jahresprüfungen wurden mit einem gewissen feierlichen Pomp umgeben. Für die Lehrer war namentlich wichtig, dass sie durch einen besondern Paragraphen in ihrer Methode gegen Übergriffe der lokalen Schulbehörden geschützt und dass sie vom Vorsinger- und Kirchendienst befreit wurden.

Eine wesentliche Neuerung war die *Einführung von Jahresklassen*. Die alte Schule kannte keine Klasseneinteilung. Die Schüler wurden zwar nach dem Lehrmittel, das sie gerade zu bewältigen hatten, in Namenbüchler, Testamentler u. s. w. unterschieden; aber der Unterricht war individuell; jeder Schüler sagte, wenn er an die Reihe kam, das gelernte Pensum auf. Schon Comenius hatte die Einteilung in Jahresklassen vorgeschlagen; aber das Verdienst, solche geschaffen und jeder ihre bestimmte Aufgabe zugewiesen zu haben, gebührt Scherr. Dieser Einrichtung vor allem verdankte die neue Schule die raschen und sichern Fortschritte, welche die Schüler machten, und welche die freudige Bewunderung aller Wohlgesinnten erregte, ja selbst Gegner Scherrs zu lobender Anerkennung veranlasste. Auch das reaktionäre 39er Regiment wagte nicht, an diesen Grundpfeilern zu rütteln. Die *Einteilung der zehn Schulklassen in Elementar-, Real-, Repetier- und Singschule* entsprach den Aufgaben, die man diesen Abteilungen zuwies. Die Fächer der Elementarschule: Denk- und Sprachübungen, Schreiben, Lesen, Rechnen sollten vorzugsweise der formalen

Bildung dienen; auf der folgenden Stufe gesellten sich als neue Bildungselemente die Realien hinzu; die Repetierschule hatte das Gelernte zu wiederholen, zu befestigen und durch die Richtung aufs Praktische die Verbindung mit dem Leben herzustellen; der Singschule war die Aufgabe gestellt, den Kirchengesang zu verbessern und die Jugend für den edeln Volksgesang zu befähigen, den Nägeli und Scherr als treffliches Volksbildungsmittel hochschätzten.

Neben dem Erlass des Schulgesetzes und der Errichtung des Seminars war die *Schaffung neuer Lehrmittel* die erste Sorge derjenigen Abteilung des Erziehungsrates, die sich mit dem Volksschulwesen zu befassen hatte. In den meisten Schulen fanden sich vor: drei Hefte Namenbüchlein, das Wasserbüchlein (Gebete, Lieder, Sprüche), der Lehrmeister (Auszug aus dem Katechismus), das neue Testament, das Kirchengesangbuch. In den bessern Schulen kamen noch einige andere hinzu, worunter eine Grammatik, genannt das Deklinirbüchli, und der grosse Katechismus. An die Stelle dieser Lehrmittel sollten nun nach Beschluss des Erziehungsrats folgende treten: Ein erstes Lesebuch, eine Schulgrammatik, ein Buch für Zahlen- und Formenlehre, ein realistisches Lesebuch, ein Lesebuch für Repetierschüler, Vorlegblätter zum Schönschreiben, Musterblätter zum Zeichnen. Diese Lehrmittel wurden ausgeschrieben. Ferner erhielt Scherr den Auftrag, ein sprachliches Tabellenwerk für die erste Klasse, Nägeli denjenigen, ein musikalisches Tabellenwerk und ein Schulgesangbuch zu schaffen; drei Geistliche sollten die religiösen Lehrmittel herstellen: ein Spruchbuch, biblische Erzählungen und ein religiöses Liederbuch. Scherr beteiligte sich nicht an der Ausschreibung, arbeitete aber seine Elementar-Sprachbildungslehre, die schon in einigen Schulen eingeführt war, so um, dass daraus ein Tabellenwerk, ein Lesebuch und eine Grammatik entstanden. Die Ausschreibung hatte für den Sprachunterricht nur ungenügende Eingaben zur Folge; dagegen hiess der Erziehungsrat die Scherrschen Lehrmittel gut und führte sie obligatorisch ein. So war die Schule mit dem

Rüstzeug für den Sprachunterricht versehen. Langsamer ging es mit den übrigen Lehrmitteln. Eine Eingabe für das realistische Lesebuch der 4. bis 6. Klasse gefiel nicht; da beauftragte die Behörde einige Fachmänner, Professoren und Geistliche, Leitfäden für Geschichte, Erd- und Himmelskunde, Naturlehre und Naturgeschichte zu verfassen. Es lässt sich denken, dass die Arbeiten dieser Herren für Primarschüler zu hoch waren, und nun überwies der Erziehungsrat alle Materialien Scherr, damit er daraus richtige Lehrmittel schaffe. Nach längerem Sträuben unterzog er sich der Aufgabe, wobei er sich für Bearbeitung einzelner Partien die Mithülfe befreundeter Fachmänner erbat. So konnte, freilich erst 1837, das Realbuch in die Schule eingeführt werden; diesem fehlte aber noch der geographische Teil, der erst im Revolutionsjahr 1839 fertig wurde und infolge dessen zu spät kam.

Wie schwierig die Erstellung von Lehrmitteln ist, erfuhr auch der 39er Erziehungsrat. Gar zu gern hätte er diejenigen von Scherr durch andere ersetzt; aber ganz zu den alten zurückkehren ging nicht, und neue brauchbare zu schaffen, gelang nicht. Eine allgemeine Verwirrung trat ein. Als daher im Jahre 1846 die Liberalen wieder ans Ruder kamen, wurden die Scherrschen Lehrmittel von neuem obligatorisch eingeführt, nachdem sie von ihrem Verfasser unter Benutzung der gewonnenen Erfahrungen umgearbeitet worden waren. Seither gehörten sie bis vor etwa 1½ Jahrzehnten zur methodischen Ausrüstung unserer Schulen, und mehrere Generationen haben ihnen zum guten Teil ihre sprachliche Bildung und geistige Förderung zu verdanken. Sie wurden auch in andern Kantonen eingeführt und in fremde Sprachen übersetzt.

Scherr wusste aber wohl, dass nicht das Lehrmittel die gute Schule ausmacht, sondern der richtige Gebrauch desselben. Er liess es sich daher, besonders in den 30er und 40er Jahren, angelegen sein, die Lehrer hierüber zu unterrichten. Diesem Zwecke dienten sein Unterricht im Seminar, seine Schulbesuche, seine Teilnahme an Konferenzen, verschiedene Kommentare zu den Lehrmitteln; auch sein Kampf-

organ, der Pädagogische Beobachter, war in erster Linie zu diesem Zwecke gegründet worden. Seine bedeutendste Leistung dieser Art aber und sein schriftstellerisches Hauptwerk überhaupt ist sein *Handbuch der Pädagogik* in 5 Bänden. Der erste Band, die allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre enthaltend, erschien schon 1839, in 2. Auflage 1847. Die andern vier Bände schliessen den gesamten Lehrstoff der Primarschule ein, wie er in den Lehrmitteln niedergelegt ist, ferner genaue methodische Anleitung zur Behandlung desselben in Präparationen für jeden Abschnitt. Nicht nur der sprachliche Unterricht, sondern auch die Realien, der Religionsunterricht, Rechnen und Formenlehre, Schönschreiben, Zeichnen und Gesang, ja selbst die ersten Leibesübungen werden methodisirt. Eine gewaltige Arbeit ist in diesem Werke niedergelegt. Eine so detaillirte Gebrauchsanleitung mag uns heute als ein des Lehrers unwürdiges Gängelband erscheinen; aber es ist zu berücksichtigen, dass es zur Zeit ihres Erscheinens noch sehr viele Lehrer gab, die keine oder nur eine ungenügende methodische Ausbildung erhalten hatten; und besonders in der ratlosen Zeit der 40er Jahre war das Handbuch Hunderten von Lehrern ein unschätzbarer Freund und täglicher Wegweiser.

Während wir in den vier letzten Bänden dieses Werkes Scherr gleichsam im Handwerkskleid an der methodischen Arbeit belauschen, so lernen wir die grundlegenden Ideen des Meisters am besten im ersten Bande kennen, einem Buche, das heute noch sehr anregend und lesenswert ist. Verweilen wir eine kurze Zeit dabei.

Der Verfasser bezeichnet als dessen Zweck: „Schullehrer, gebildete Eltern und überhaupt alle, die der Idee der allgemeinen Menschenbildung zugetan sind, tiefer und kräftiger anzuregen, damit sie mit desto mehr Eifer und Einsicht zur Ausführung dieser Ideen beitragen mögen. Bei solchem Zwecke ist es notwendig, den Gegenstand einfach und allgemein verständlich zu behandeln, ja die Belehrung darf teilweise in das Gewand der Unterhaltung eingekleidet werden.“ Er be-

ginnt daher sein Lehrbuch der Pädagogik mit einer ausführlichen „Lebensgeschichte eines Knaben von seiner Geburt bis ins Jünglingsalter“. Dieser Abschnitt soll die Anschauungsgrundlage bieten für die nachfolgenden Erörterungen über pädagogische Begriffe und Lehren. Scherr mag dabei Rousseaus Emil vorgeschwebt haben; aber ungleich diesem, der für die Erziehung neue Bahnen aufweisen will, sind bei Scherr alle Vorgänge dem wirklichen Leben abgelauscht. Das allmähliche Erwachen der jugendlichen Psyche und ihre stufenweise Entfaltung bieten nichts, das aufmerksame Eltern bei ihren Kindern nicht beobachten könnten. Und doch liest sich dieser Abschnitt wie eine Novelle, dank der scharfen Beobachtungsgabe und dem schriftstellerischen Talente Scherrrs.

Wie Scherr den Unterricht in der *Psychologie* im Seminar auffasste, ergibt sich aus folgender Stelle des Vorworts: „Die psychologischen Erörterungen sind überall auf das Pädagogische bezogen. Ein vollständiges System ist unter dieser Bedingung nicht zu erwarten. Mein Streben war, auf den geistigen Organismus und seine Ausbildung hinzuweisen, die innern Kräfte und ihre Tätigkeiten anschaulich darzustellen, und dem abstrakten Denken in klaren und scharfen Definitionen geeignete Haltpunkte zu verschaffen.“ Die Art, wie der schwierige Stoff behandelt wird, zeigt in jedem Satze den Meister des Elementarisirens.

Den Mitteilungen aus der *Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens* widmet Scherr eine sehr eingehende und liebevolle Behandlung. Mit Recht; denn die Kenntniss dessen, was frühere Zeiten über Erziehung und Unterricht gedacht und geleistet haben, hat neben andern guten Wirkungen namentlich die, dass sie den Einzelnen vor Dünkel und Überschätzung bewahrt. Mit einiger Vorliebe verweilt er bei den Griechen, was er mit den Worten motivirt: „Es schien mir nötig, auch die Schullehrer auf die Ansichten der Weisen dieses Volkes hinzulenken, indem sie hier aus den engen Schranken methodischer Vorschrift hinausgeführt werden.“ In einem Abschnitt bietet er Beiträge zur Geschichte und

Organisation des schweizerischen Volksschulwesens. Den Stoff dazu verschaffte er sich durch Zuschriften an die Erziehungsbehörden der Kantone und durch Erkundigung bei Privaten. So ist also Scherr auch der Vorläufer unserer heutigen Schulstatistik. Besonders lesenswert, weil die andern Lehrbücher der Pädagogik dies gewöhnlich übergehen, sind die „Mitteilungen aus der Geschichte der Bildung der Taubstummen, Blinden und Kretinen“.

Der Abschnitt über die eigentliche *Pädagogik* ist nicht ein systematisches Lehrgebäude, wohl aber eine gut geordnete Zusammenstellung alles dessen, was für den Lehrer zu wissen nötig und beherzigenswert ist. Die Erziehung definirt Scherr in Übereinstimmung mit Herbart als „die absichtliche Einwirkung zur Ausbildung der leiblichen Kräfte und geistigen Anlagen eines Kindes“. Der Zweck der Erziehung ergibt sich aus der Bestimmung des Menschen, und diese besteht darin, dass der Mensch emporkomme zu einer edlen Gesinnung und Tätigkeit. Die Hauptgrundsätze der Erziehungswissenschaft sind:

- „1. Die Erziehung muss dem Entwicklungsgange des Menschen entsprechen;
2. sie muss dasjenige anerkennen und benutzen, was sich durch die Geschichte und die Erfahrung als zweckmässig und heilsam erwiesen hat;
3. sie muss das Bedürfnis der Gegenwart, wie es in den Verhältnissen des geselligen Lebens sich offenbart, in der Richtung nach Vervollkommnung im Auge behalten.“

Damit umschreibt Scherr die Aufgabe der drei Hilfswissenschaften der Erziehungslehre: 1) Anthropologie nach ihrer körperlichen und geistigen Seite, 2) Geschichte der Erziehung, 3) Ethik.

Nach einer Erörterung über die verschiedenen möglichen Arten der Erziehung (Natur- und Kulturerziehung, private und öffentliche) kommt Scherr zu dem Schlusse: „Die beste Gestaltung ist wohl da, wo das elterliche Haus und die Schule

in gutem Einverständnisse die erste Erziehung ausführen, so dass das Haus die leibliche Pflege und die Bildung zu zartern Gefühlen für innigere Verhältnisse im Familienkreise übernimmt; die Schule aber besondere Kenntnisse und Fertigkeiten durch einen bildenden Unterricht fördert, und die Pflichten und Tugenden des geselligen Lebens durch Lehre und Beispiel zur Erkenntnis und zur Ausführung bringt.“

Wir müssen es uns versagen, näher auf den Abschnitt über die *häusliche Erziehung* einzugehen, obwohl es weise und beherzigenswerte Worte sind, die Scherr über die Übung des Sprechvermögens, den Aufenthalt im Freien, Kinderspiele, Bilderlust, Gemütsbildung, Belohnungen und Strafen, Pflichten der Eltern hinsichtlich der Schule spricht. Seine Forderungen werden heute allgemein anerkannt; doch sind wir, nach mehr als 50 Jahren, leider noch weit davon entfernt, dass sie auch nur in einem ansehnlichen Bruchteil der Familien befolgt würden. Worin liegt die Ursache? Unzweifelhaft in erster Linie in den sozialen Verhältnissen; in zweiter Linie aber darin, dass trotz so oft wiederholter Forderungen der passende Weg noch nicht gefunden scheint, das weibliche Geschlecht für seine wichtigste Aufgabe zu befähigen.

Die *Aufgabe der Volksschule* bestimmt Scherr durch den bekannten Satz, den er auch an die Spitze des Schulgesetzes gestellt hat. Damit sind die drei Zwecke des Unterrichts angedeutet, die *formale*, die *reale* und die *moralische* Bildung. Als wichtigste Vorbedingung für das Gedeihen einer Schule bezeichnet er die Persönlichkeit des Lehrers; die Eigenschaften, die ein guter Lehrer haben muss, sind: Die Gabe der geistigen und gemütlichen Anregung, die Gabe der psychologischen Beobachtung, die Macht über eigene ungünstige Gemütsstimmungen, offene Herzlichkeit, ein nie erschlaffender Trieb zur Tätigkeit, eine heitere Teilnahme an den Freuden und Anliegen der Kinderwelt, Klarheit und Deutlichkeit im mündlichen Ausdruck, ein fester religiöser Glaube, ein stets lebendiger Trieb zur eigenen Ausbildung, die Überzeugung, dass die Volksschule eine wesentliche Bedingung zur Erhebung der

Menschheit sei, sittliche Stärke und persönliche Würde. Aus dem übrigen Inhalt der Pädagogik, der meist zum Gemeingut der heutigen pädagogischen Bildung geworden ist, will ich einige Punkte hervorheben, deren Erwähnung auch heute noch nicht überflüssig sein dürfte.

Belohnungen sind in einer guten Schule ganz entbehrlich; die Freude, welche die geistige Anregung und das gesellige Schulleben bringen, sind Belohnung genug. Namentlich ist das Loziren nach den Leistungen verwerflich, ebenso die Schulprämien, „die meistens nur die vorherrschende Anlage, selten das Verdienst belohnen, Missverhältnisse zwischen Lehrer und Schüler bringen, und schon in den Herzen der Kleinen die quälende Flamme der Ehrsucht entzünden.“ — „Jede *Schulstrafe* muss erziehender Art sein; Besserung der Schüler ist der Zweck der Strafe.“ Diese „soll daher in natürlichem Zusammenhange mit dem Fehler und der Verbesserung“ stehen. „Körperliche Züchtigung mag nur im höchsten Notfall bei offenkundiger Bosheit und gänzlicher Gemütsroheit stattfinden.“ „Grund und Zweck der Strafe sollen dem Schüler erklärt werden, aber kurz und bündig; Raisonnements und Strafpredigten sind zu unterlassen, überhaupt sind die ausgesuchtesten Strafen unwirksam, wenn es dem Lehrer an Liebe, Kraft und Würde fehlt.“

Scherr spricht sich entschieden gegen die *Trennung der Geschlechter* aus: „Beide Geschlechter sind zu gemeinsamen Lebensverhältnissen bestimmt; also ist es günstig, wenn sie frühzeitig den Unterschied in den Verstandes- und Gemütsanlagen kennen und sich gegenseitig achten und vertragen lernen. Der erziehende Einfluss zum Vorteil des geselligen Lebens ist von solcher Wichtigkeit, dass wir für die allgemeine Volksschule die Trennung nach den Geschlechtern als einen grossen Missgriff bezeichnen müssen.“

Um eine möglichst grosse Anzahl von Schülern durch einen Lehrer unterrichten zu können, wurde an vielen Orten das Bell-Lankastersche System eingeführt, „dessen Eigentümlichkeit darin besteht, dass die Schüler sich gegenseitig unter-

richten, der Lehrer hingegen bloss als Leiter und Aufseher das Ganze beobachtet.“ Scherr verwirft dieses System, da es wohl die Aneignung von Schulfertigkeiten, nicht aber einen erziehenden Unterricht ermögliche. Dagegen empfiehlt er, namentlich für grosse Schulen, die Verwendung von *Lehrschülern* oder Monitoren. Diese „sollen vorzugsweise dazu dienen, das, was vom Lehrer vorgetragen worden ist, einzuüben und zu wiederholen; sie sollen bei der stillen Selbstbeschäftigung Rat erteilen, Erläuterungen geben, Fehler verbessern, den Schwachen unterstützen. Zu Lehrschülern werden Schüler von vorragenden Anlagen und Kenntnissen und mit steter Abwechslung ausgewählt. Die untersten Klassen, bei welchen Selbstbeschäftigung am schwersten ist, versammeln sich im Kreise um den Lehrschüler, und die Übungen geschehen mit ermässiger Stimme, nur dem nähern Kreise hörbar.“

Von den *individuellen Lehrmitteln* verlangt Scherr „Ausscheidung der Lehre und des Lernstoffs“. Die Lehre gehört nicht in das Schulbuch; sie soll lebendig und neu vom Lehrer ausgehen. Im Lernstoff muss vorhanden sein: 1) das Gegebene zur Aufnahme durch Lernen; 2) das Geforderte in den Aufgaben zur eigenen Auflösung für stille Beschäftigung. Scherr tadelt Schulbücher von zu grossem Umfang; sie führen dazu, dass der Lehrer mitten im Stoffe stecken bleibt, oder dann andere Lehrgegenstände vernachlässigt. Aber auch bloss fragmentarisch angelegte Schulbücher, „die nicht einen gewissen Bildungsgang umfassen und abschliessen, sind zu verwerfen“. Mit aller Energie verteidigt Scherr, durch die Erfahrung belehrt, das Obligatorium der Lehrmittel.

In dem einleitenden Abschnitt über *Methodik* bespricht Scherr die verschiedenen Arten der Methoden, die demonstrative, heuristische, katechetische u. s. w., ebenso die nach den Erfindern benannten Methoden. Unter diesen erregt die Kritik der *Pestalozzischen Methode* unser besonderes Interesse. Ihrem Grundsatz — Entwicklung der Menschennatur nach den organischen Gesetzen dieser Natur selbst — pflichtet

Scherr unbedingt bei; er sei der einzig richtige und in jede gute Spezialmethode aufgenommen worden. Darnach könne man jeden psychologisch begründeten und elementarisch durchgeführten Lehrgang Pestalozzisch nennen. Eigentümlich sei dieser Methode der *lückenlose Fortschritt*, vermöge dessen sich der Schüler jeden Augenblick im vollständigen Besitze von allem finde, was zur Lösung der neu vorgelegten Aufgabe gefordert werde. Pestalozzi bezeichne als die drei Gebiete des Elementarunterrichts Sprache, Zahl, Form. Damit hange zusammen, dass nach Pestalozzi der Unterricht einen fast ausschliesslich formalen Zweck habe. Ferner müsse nach dieser Methode der Stoff in seiner lückenlosen Fortschreitung ausgearbeitet vorliegen, so dass bei der Ausführung der Lehrer nur um einen Schritt vor dem Schüler voraus zu sein brauche, um gut unterrichten zu können. Darnach trete der Lehrer ganz hinter das Lehrmittel zurück. Der Grundsatz des lückenlosen Fortschrittes habe bewirkt, dass die nach der Pestalozzischen Methode bearbeiteten Lehrmittel fast durchweg misslungen seien. Am gelungensten sei sie in der Gesangbildungslehre von Nägeli durchgeführt. Scherr wirft den Pestalozzianern vor, sie berücksichtigten zu wenig die realen Verhältnisse der Volksschule; sie nähmen zu wenig Rücksicht auf die Dauer des Unterrichts, die Zahl der Schüler und die Anforderungen des praktischen Lebens. Auch tadelt er die zu starke Betonung der formalistischen Übungen; besonders im Rechnen und Messen kämen die Schüler nie über diese hinaus, und gelangten nicht zu einer freieren Anwendung des Gelernten auf das praktische Leben.

Wenn wir diese Kritik als berechtigt anerkennen müssen, so wird Scherr dagegen in einem Punkte seinem Vorgänger nicht gerecht; wir vermissen hier die Erwähnung eines Hauptgrundsatzes der Pestalozzischen Methodik, die Forderung, dass aller Unterricht auf Anschauung beruhe.

Es muss auffallen, warum wir in den drei ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts von den Pestalozzischen Reformen, die doch in der ganzen Welt besprochen wurden, so

wenig Wirkung in unsern Schulen verspüren. Die Ursache liegt einerseits in den politischen Verhältnissen jener Zeit der Reaktion, anderseits aber wohl auch darin, dass die so vor-
 trefflichen Pestalozzischen Ideen in den Lehrgängen und Lehr-
 mitteln noch mangelhaft durchgeführt waren. Als Beispiel
 hiefür wollen wir einen Blick in das von Pestalozzi inspirirte,
 von Krüsi ausgearbeitete „*Buch der Mütter*“ werfen. Es ist
 dies ein bis ins Einzelne ausgearbeiteter Lehrgang, worin ge-
 zeigt wird, wie die Mutter oder der Lehrer das Kind beob-
 achten und reden lehren soll. Gegenstand der Beobachtung
 ist als das Nächstliegende der menschliche Körper. In den
 ersten von 10 Übungen werden die Teile desselben dem Kinde
 gezeigt und benannt, und das Kind spricht die Worte nach.
 Dann werden Sätze gebildet über die Lage der Körperteile,
 ihre Zahl, Eigenschaften und Verrichtungen. Allmähig wird
 der Anschauungskreis erweitert; in den Abschnitten, wo vom
 Sehen, Hören, Reden, vom Gebrauch der Hand die Rede ist,
 kann natürlich die ganze dem Kinde wahrnehmbare Aussen-
 welt herbeigezogen werden. Auch eine Anstandslehre wird
 gelegentlich mit der Besprechung verbunden. Von den drei
 Pestalozzischen Unterrichtsgrundsätzen Anschauung, Elemen-
 tarisirung des Lehrstoffes und lückenloser Gang wird nament-
 lich der letztere bis zur Pedanterie durchgeführt. So werden
 schon in den ersten Übungen, wo die Körperteile bloss auf-
 gezählt sind, z. B. die Zehenknöchel auf folgende Weise unter-
 schieden: Die vordern Knöchel der grossen Zehen, die hintern
 Knöchel der grossen Zehen, der vordere Knöchel der grossen
 Zehe des rechten Fusses, der hintere Knöchel der grossen
 Zehe des rechten Fusses u. s. f. So geht es durch alle
 Knöchel und Zehen beider Füsse hindurch. Man begreift,
 dass dieses Buch, das nicht zum Lesenlernen, sondern für
 den ersten Anschauungs- und Sprechunterricht bestimmt war,
 weder in der Familie noch in der Schule Verwendung finden
 konnte. Wenn auch nicht alle Lehrmittel der Pestalozzischen
 Schule so unpraktisch angelegt waren, so vermochte doch
 keines von ihnen, in die Volksschule einzudringen, und so

dauerte ihr Halbschlummer fort, bis der Königssohn Scherr das schlafende Dornröschen weckte.

Um die Verdienste Scherrs auf dem Gebiete des *Sprachunterrichts* zu würdigen, müssen wir einen Blick auf den *Zustand dieses Unterrichts in der alten Schule* werfen. Dem neu eintretenden Schüler wurde zuerst das Namenbüchlein in die Hand gegeben. Dieses enthielt die kleinen und grossen Druckbuchstaben, sodann eine ziemlich planlos angelegte Sammlung von Silben und Wörtern. Mit geringer Nachhülfe des Schulmeisters musste das Kind die Buchstaben kennen, dann die Silben und Wörter geläufig buchstabiren und lesen lernen. Auf das Namenbüchlein folgte das Waserbüchlein, dann der Lehrmeister, das Testament und das Kirchengesangbuch. Das Buchstabiren wurde so lange fortgesetzt, bis der Schüler es zu einiger Geläufigkeit im Lesen gebracht hatte. Der Inhalt der Bücher war durchweg religiöser Natur und musste auswendig gelernt und aufgesagt werden. Von einer Erklärung war keine Rede, also auch nicht von Verständnis. Je nach den Anlagen oder der häuslichen Nachhülfe arbeiteten sich die Schüler mehr oder weniger rasch durch die verschiedenen Lehrmittel hindurch; manche blieben in den Anfängen stecken. — Wer im Lesen einige Fertigkeit erlangt hatte, durfte mit dem Schreiben anfangen. Der Schreibunterricht bestand darin, dass die Kinder Vorlagen abmalten; gelesen wurde dabei nicht, es kam nur auf eine möglichst genaue Nachahmung der Schriftzüge an. Wer dies gut zu stande brachte, galt als geschickt und wurde für fähig erachtet, einmal selber Schulmeister zu werden. Als besondere Gunst wurde es betrachtet, wenn die Schüler Geschriebenes lesen durften. Hiezu brachten die Kinder von Hause alte Kanzleiurkunden, deren Wörter buchstabirt und gelesen wurden. Diese Kunst wurde aber nicht überall gepflegt; fand sich doch unter den Schulmeistern, die zur Prüfung einberufen wurden, einer, der selber nicht Geschriebenes lesen konnte. — Bei solcher Unterrichtsmethode mussten Verstand, Sprachfertigkeit, Gemüt unentwickelt bleiben. Kein Wunder, wenn

die Lehrer ihres Daseins schwere Bürde mit Verdruss schlepp-ten und die meisten Kinder die Schule als einen Ort der Qual betrachteten. Wenn auch in den Städten und in grössern Landgemeinden gebildete und strebsame Lehrer ordentliche Resultate erzielten und auch die Pestalozzischen Ideen hie und da in die Schule hineinleuchteten, so starrten doch die meisten Schulen in ödem Formalismus. Aber auch auf den bessern Lehrern lastete wie ein Alp der Druck der alten unpsychologischen Methode.

Wir begreifen daher, welch freudige Überraschung es erregte, als im Jahre 1831 Scherrs „*Elementar-Sprachbildungslehre* oder Anleitung und umfassender Stoff, die Kinder auf eine bildende Weise im Reden, Schreiben und Lesen zu unterrichten“, erschien. Da hatte man nun ein Lehrmittel, das der Pestalozzischen Forderung von der Psychologisirung des Unterrichtsstoffes vollkommen entsprach und dabei, im Vergleich zu den bisherigen Lehrmitteln, im Einzelnen so praktisch und verständig durchgeführt war, dass die Lehrer damit die schönsten Erfolge erzielten. — Die Aufgabe des elementaren Sprachunterrichts besteht nach Scherr darin, „die von dem Schüler aus dem elterlichen Hause mitgebrachten Sprachbegriffe genauer zu entwickeln, den Ausdruck zu berichtigen und dem Schüler so viel Sprachfertigkeit und Sprachverständnis beizubringen, dass er seine Gedanken in einfachen Sätzen sowohl mündlich als schriftlich geordnet vortragen und ebenso die Mitteilungen anderer richtig auffassen kann.“ — Der erste Kurs beginnt mit dem *Schreiblese-Unterricht*. In diesem werden wirklich vorhandene oder in der Abbildung vorliegende Gegenstände deutlich benannt und die Namen von den Schülern deutlich nachgesprochen. Durch sehr langsames und scharf artikulirtes Aussprechen werden die Wörter in Laute zerlegt. Die alte Buchstabirmethode wird also durch das Lautiren ersetzt. An dieses schliesst sich unmittelbar das Schreiben der Buchstaben. Dann folgt die Zerlegung der Wörter in Silben und deren Zusammensetzung zu Wörtern. So vereinigt der Schreiblese-Unterricht folgende Sprachübungen: Vor- und Nach-

sprechen, Lautiren, Schreiben und Lesen. — Die zweite Stufe lehrt die *Satzbildung*. Diese wird von Scherr dazu benutzt, den noch ungeordneten Vorstellungsvorrat der Kinder logisch zu ordnen und zu erweitern. Zunächst werden zu den Artbegriffen die Gattungsbegriffe gesucht und umgekehrt; so entstehen Sätze, wie: das Buch ist eine Schulsache, das Messer ist ein Werkzeug u. s. f. Nun folgt das Aufsuchen von Eigenschaften: die Rose ist rot, der Stein ist hart. Hierauf werden die Zahlbegriffe in Sätzen verwertet und zugleich die Mehrzahlformen geübt: der Mensch hat zwei Hände. Die Einführung der Tätigkeitswörter gibt Stoff zu einer längern Reihe von Übungen; es wird die Gegenwart und die Vergangenheit, die tätige und die leidende Form unterschieden, Der erweiterte Satz bringt Ergänzungen und Bestimmungen, was Gelegenheit zur Einübung der Fallformen und Präpositionen bietet, alles natürlich ohne grammatische Benennungen. — An einfachen *Erzählungen* werden sittliche Begriffe entwickelt; *Beschreibungen* und Berichte liefern Muster zu ähnlichen Darstellungen. — Das ist in Kürze der Inhalt des ersten und zugleich wichtigsten Teils der Elementar-Sprachbildungslehre. Neben diesem traten der 2. und 3. Teil, enthaltend eine Grammatik und eine einfache Darstellung der biblischen Geschichte, an Originalität zurück.

Wie ist Scherr zu seiner Methode gekommen? Verschiedene Umstände wirkten günstig zusammen. Schon von seinem Vater hatte er einen verhältnismässig guten, zum Denken anregenden Sprachunterricht erhalten. Das Studium der alten Sprachen auf dem Gymnasium hatte sein Verständnis für das Sprachleben erweitert und vertieft. In der Taubstummenanstalt zu Gmünd, wo er drei Jahre als Lernender und vier Jahre als Lehrer tätig war, trat ihm das Problem des Sprachunterrichts in seiner schwierigsten Form entgegen. Die Aufgabe, Menschen, denen das Gehör versagt ist, deren Sprachorgane mangelhaft entwickelt sind, die in Folge dessen nicht sprechen können und nur erst wenige Vorstellungen besitzen, verstehen und sprechen zu lehren, nötigte zu dem tiefsten

Nachdenken. Während man in Frankreich die Taubstummen meist die Geberdensprache lehrte, so suchte man in Deutschland, so auch in Gmünd, durch die natürlicher erscheinende Lippensprache zum Ziele zu gelangen. Dadurch wollte man sie befähigen, auch mit vollsinnigen Menschen, welche die gekünstelte Geberdensprache nicht verstehen, zu verkehren. Gerade in jener Zeit machte die von Graser erfundene Schreib-lesemethode grosses Aufsehen. Scherr fand, dass diese Methode nichts Neues sei, da sie ja im Taubstummen-Unterricht schon längst angewendet werde. Als er an die Blindenanstalt nach Zürich berufen und diese durch Aufnahme von Taubstummen erweitert worden war, machte er sich mit eisernem Fleisse daran, den gesamten Sprachbildungsstoff für seine Schüler bis ins Einzelne zusammenzustellen und methodisch zu ordnen. Ein Unterlehrer der Anstalt, der zum Hauptlehrer an der städtischen Armenschule gewählt wurde, benutzte nun den Scherrschen Sprachstoff beim Unterricht der Vollsinnigen. Die Resultate erregten Aufsehen, was zur Folge hatte, dass nun auch andere Lehrer die Scherrsche Methode in ihren Schulen einführten. Scherr wurde von verschiedenen Seiten ersucht, in besondern Kursen darüber Anleitung zu geben. Solche erteilte er vorerst in seiner Wohnung am Samstag Nachmittag; 4 bis 5 Stunden weit pilgerten Lehrer zu ihm, um den Konferenzen beizuwohnen. Nachher richtete er solche Zusammenkünfte an verschiedenen Orten auf dem Lande ein, so dass die Zahl seiner Jünger fortwährend zunahm. Das ermunterte ihn, noch als Taubstummenlehrer seine Elementarsprachbildungslehre herauszugeben. Sie erschien in 4 Teilen, in drei Heften für Schüler und einem Handbuch für Lehrer.

Der Ursprung der Elementarsprachbildungslehre aus dem Taubstummen-Unterricht hatte seine Licht- und Schattenseiten. Jene bestanden darin, 1) dass das Buchstabiren dem Lautiren Platz machen musste, 2) dass dem so wichtigen Lautiren viel Zeit eingeräumt wurde, 3) dass die Klärung, Bereicherung und Ordnung der Vorstellungen und Begriffe eine äusserst sorgfältige Pflege erfuhr. Eine Schattenseite war es dagegen,

dass, wenigstens in den ersten Auflagen, die rein phonetischen Übungen einen weit breitem Raum einnahmen, als es beim Unterricht Vollsinniger notwendig gewesen wäre. So finden wir noch in der 1834 erschienenen 2. Auflage des Elementar-Lesebuches viele Seiten Leseübungen mit Wörtern, die ohne Rücksicht auf deren Bedeutung, lediglich nach ihrer lautlichen Zusammensetzung angeordnet sind. Daran reihen sich mehrere Seiten mit Sätzen, bei denen es ebenfalls nicht auf den Inhalt, sondern auf die Betonung abgesehen ist. — Der gleichen Ursache sind wohl auch einige Absonderlichkeiten zuzuschreiben, die sich in der Elementar-Sprachbildungslehre finden. So wird z. B. der Komparativ „grösser“ aus „gross mehr“ abgeleitet (der Lehrer ist gross mehr als Karl), indem durch Wegwischen von m und h in „mehr“ noch die Steigerungssilbe „er“ übrig bleibt; ferner die Superlativendung st aus „meist“ durch Streichung von „mei“. Auf solch gesuchte Veranschaulichungen konnte man vielleicht beim Taubstummen-Unterricht verfallen; normalsinnige Kinder bringen die Kenntnis der Steigerungsformen aus dem Elternhause mit.

Scherr war jedoch bei aller Zähigkeit, mit der er an seinen als richtig erkannten Prinzipien fest hielt, stets bestrebt, seine Lehrmittel zu verbessern und war dabei auch den Räten der Schulmänner zugänglich. So zeigt die 1833 erschienene „genaue Anleitung zum Elementar-Unterricht im Reden, Schreiben und Lesen“ bereits verschiedene erhebliche Verbesserungen gegenüber der Elementar-Sprachbildungslehre. Der Lehrstoff des ganzen ersten Schuljahres wird in ein Tabellenwerk, welches das alte Namenbüchlein ersetzt, verwiesen, und damit klar ausgesprochen, dass der Einzelunterricht der alten Schule dem Klassenunterricht zu weichen habe. Ein weiterer Fortschritt ist der, dass die Sprach- und Lautirübungen selbständig betrieben und dem Schreibunterricht um ein gutes Stück vorangehen sollen. Eine wesentliche Verbesserung war ferner die Einführung des zusammengesetzten Satzes in den Sprachunterricht der 3. Klasse. Ohne jede grammatische Bezeichnung werden alle Arten desselben durch

blosse Übungen dem Schüler geläufig gemacht. Der Inhalt ist schon behandelten Lesestücken oder dann frei dem Vorstellungskreise der Schüler entnommen. Noch heute sind mir aus meiner eigenen Kinderzeit diese schönen und gehaltvollen Sätze in angenehmer Erinnerung.

Charakteristisch für die Scherrschen Elementarlehrmittel sind die *Beschreibungen* von Sachen, Pflanzen, Tieren und Handwerken. Die einzelnen Lesestücke sind nach einem strengen Schema abgefasst. Man hat diesen Beschreibungen gerade das Schematische und die damit verbundene Gleichförmigkeit der Wendungen, ferner das Fehlen jeder Anregung des Gemüts und der Phantasie zum Vorwurf gemacht. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, dass die frühzeitige Gewöhnung an strenge Ordnung der Gedanken ihren bildenden Wert hat, und dass Phantasie und Gemüt in den prächtigen Tier- und Pflanzenbeschreibungen der für die 4. bis 6. Klasse bestimmten Lehrmittel zu ihrem Rechte kommen.

Eine Zierde der Scherrschen Sprachbüchlein sind die von ihm selbst verfassten *moralischen Erzählungen*. Er bezweckte damit, die sittlichen Gefühle in der Jugend anzuregen, zu entwickeln, und die sittlichen Begriffe, ohne Definitionen, auf anschauliche Weise darzustellen. Scherr findet sich dabei in Übereinstimmung mit dem von ihm sehr geschätzten Philosophen und Pädagogen Beneke, der über den moralischen und religiösen Unterricht der ersten Stufe sich so äussert: „Die allein zweckmässige Form ist die der speziellen historischen und lyrischen Darstellung. Die Geschichte frommer Menschen und die unmittelbaren Ausflüsse ihres Gemütes müssen den Kindern vorgelegt und so viel als möglich innerlich gemacht werden: Bilder des Religiösen als regelnde Normen für die Zukunft.“ An schlichten Beispielen aus dem Leben werden die Tugenden: Liebe, Dankbarkeit, Gehorsam, Fleiss, Ehrerbietung, Wohltätigkeit, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit u. s. w. veranschaulicht. Über die Behandlung dieser Erzählungen gibt Scherr dem Lehrer den Rat, er solle das Interesse der Kinder zu wecken suchen, indem er durch Erläuterung und

Erweiterung die Einbildungskraft belebe, so dass sie sich den Vorgang recht lebendig vorstellen. Während des Lesens müsse sich eine freundliche Unterhaltung zwischen Lehrern und Schülern anknüpfen; es müsse Teilnahme und Freude an einer erzählten guten Handlung im Schüler erregt werden, und endlich müsse der Lehrer aus dem Leben der Kinder Vorgänge und Veranlassungen zu benutzen wissen, um die Handlungen und Gesinnungen derselben mit denen der Erzählung zu vergleichen und sie zum Bessern hinzuleiten. Dagegen warnt er den Lehrer, seinerseits das hinzuzufügen, was er, Scherr, absichtlich weggelassen habe, nämlich jeder guten Handlung einen überschwenglichen Lohn zuteil werden zu lassen, welchen Missgriff man namentlich bei den Erzählungen von Christoff Schmid fast durchweg finde.

An den Scherrschen Erzählungen ist ganz besonders die kindliche und doch schöne Sprache hervorzuheben. Nichts Kindisches, kein Haschen nach Volkstümlichkeit, keine Verletzung der Sprachrichtigkeit, um den Ausdruck der Sprache des Kindes anzunähern. Diese Erzählungen sind in ihrer Art klassisch zu nennen. Wie gute alte Bekannte muten uns die Geschichtchen an: Wilhelm stand vor der Gartentüre des Nachbars; an einem heitern Wintertage schaute Karl; Simon war ein achtzigjähriger Greis; ein fremder Wanderer reiste durch ein Dorf; es war eine stille Winternacht.

Es muss auffallen, warum Scherr unter seine Erzählungen keine Märchen und Sagen, nicht einmal Fabeln aufgenommen hat. Selbst in den Lehrmitteln der obersten Stufe finden sich solche nur in der eigentlichen poetischen Abteilung. Er gibt uns in seinem Handbuch der Pädagogik darüber folgenden Aufschluss: „Anziehende Fabeln haben immer einen scharfen Beigeschmack von Witzigem und Spöttischem; überdies liegen die Personifikationen der meisten Fabeln ausser dem Bereiche der Kinderwelt, und häufig herrscht das Negative vor. Viel eher noch würden wir die Parabel hier am Orte finden; doch geben wir den geschichtlichen lehrreichen Tatsachen — und wir haben solche in grosser Auswahl — aufs bestimmteste

den Vorzug . . . Märchen gehören kaum in den Lehrstoff der Schule.“ Warum denn nicht? So fragen wir uns angesichts der Tatsache, dass eine moderne pädagogische Richtung den Stein, den der Baumeister verworfen, zu einem Eckstein des Gesinnungs- und Sprachunterrichts gemacht hat. Scherr antwortet darauf (Vater und Sohn I) wohl etwas übertreibend: „Es scheint mir verderblich, wenn man sogar in der Schule die Kinder darauf hinleitet, die Lesestücke werden zumeist Ausserordentliches, Abenteuerliches, Wunderbares, Unerhörtes darbieten. Starkgepfefferte Speise will man dem Magen der Kinder nicht darbieten; aber starkgepfefferte Lektüre lässt man frühzeitig ihrem Gemüte zuführen.“ Dadurch werde nur faule Lesesucht erzeugt. Ein anderer Grund dürfte in folgendem zu suchen sein: Die ersten Jahrzehnte von Scherrs Wirken fallen in eine Zeit, wo landauf landab unter dem Volke noch krasser Aberglaube herrschte. Er betrachtete es als eine Hauptaufgabe der Schule, diesem Aberglauben entgegenzutreten, und da mochte es ihm bedenklich scheinen, im Unterrichte Dichtungsarten zu verwenden, welche mit dem Aberglauben so nahe verwandt sind. Auch war Scherr bei aller Gemütsiefe im Grunde eine rationalistische Natur. Die Schule sollte für das Leben erziehen, und da mochte er nur solche Unterrichtsmittel gelten lassen, die zum wirklichen Leben in keinem Widerspruch stehen.

Dass Scherr, trotzdem er den Märchen nicht hold war, dennoch Sinn für *Poesie*, ja selbst eine schöne poetische Begabung besass, bezeugen einzelne von ihm verfasste Gedichte, wie Fremdlings Heimkehr (So hätt' ich denn nach langen Wanderjahren, o Berg der Heimat, nochmals dich erreicht), Naturgenuss (Hast du, o Mensch, Bekümmernis), Waldmanns Tod (Sorgumdüstert sass im Saale) u. a. So verstand er es denn auch meisterhaft, für jede Stufe passende Gedichte auszuwählen und dabei die Klippen, an denen manche scheitern, erzwungene Naivität, weichliche Sentimentalität, trockene Lehrhaftigkeit, zu vermeiden. In wessen Seele klingen nicht aus früher Jugendzeit die Verse nach: „Eine Amsel schwarz

wie Kohlen“, oder: „Früh ging ein Mäher mähen im Feld den reifen Klee“. In der Behandlung legt er ein Hauptgewicht auf die Erweckung der richtigen Stimmung, die namentlich durch ein seelenvolles Vorlesen bewirkt werden müsse. Die Erklärung müsse auf das Notwendige beschränkt werden. Für die Behandlung lyrisch-epischer Gedichte empfiehlt er (Bildungsfreund 2. Aufl.) folgenden Gang: „Zuerst liest der Lehrer oder ein geübter Schüler das Stück vor; dann wird das Ganze, was der Dichter in seiner Sprache erzählt, in kurzer prosaischer Erzählung wiedergegeben; hierauf aber wird ins Auge gefasst, wie der Dichter seine Erzählung einleitet, fortführt und schliesst; ferner werden die handelnden Personen besonders betrachtet; endlich werden diejenigen Stellen aufgesucht, die als vorzüglich gelungen erscheinen, und zuletzt wird das ganze Gedicht dann nochmals im Zusammenhange gelesen.“ Nachdrücklich warnt Scherr vor sprachlichem und inhaltlichem Breittreten. „Dieses Wenden und Kehren des Stoffes nach allen Seiten, dieses Kneten und Drücken an den Wörtern, dieses Umstellen und Zerteilen der Sätze, dieses logische und grammatische Unterscheiden und Untersuchen, diese moralischen und logischen Zwangsanwendungen: müssen durch diese katechetische Flut nicht Sinn und Verstand, Gefühl und Geschmack, Lust und Liebe weggeschwemmt werden?“ Im Vorwort zu der letzten von ihm besorgten Auflage des „Bildungsfreundes“ (1866) gibt er eine drastische Schilderung, wie ein gelehrter Dozent in der Art, wie auf Gymnasien etwa lateinische und griechische Gedichte sprachlich zerpfückt wurden, Uhlands Gedicht „Klein Roland“ misshandelte, und bricht dann in den Seufzer aus: „O du Fernhintreffender! hast du keine Pfeile, um auf die Pedanten, die den Musenhain entweihen, drohend zu zielen? Wenn es wahr sein sollte, was manche behaupten, dass nämlich Goethe und Schiller noch eine lange Reinigungszeit durchzumachen haben, ehe sie zur Seligkeit eingehen, so dürfte ihnen kaum eine peinlichere Büssung auferlegt werden, als die „geistweise“ Anwesenheit in gewissen Schulstunden.“

Auch auf dem Gebiete der *Schulgrammatik* ist Scherr reformierend vorgegangen. Grammatik wurde zwar vor ihm in den Landschulen aus guten Gründen keine gelehrt, wohl aber etwa in städtischen Schulen. Das war jedoch nur ein ödes Gerippe von Regeln, von Deklinationen und Konjugationen; sie war ein Abklatsch der lateinischen Grammatik oder lehnte sich an Adelungs deutsche Sprachlehre an. Adelung, der grosse Sprachgesetzgeber des 18. Jahrhunderts, war der irrthümlichen Ansicht, dass die Mundart der gebildeten Klassen Obersachsens die eigentliche hochdeutsche Sprache sei; von hier aus sei sie von den Schriftstellern angenommen und so zur Schriftsprache geworden. Der grammatische Unterricht habe daher die Aufgabe, den Schülern die Formen dieser Schriftsprache durch Regeln und Belege beizubringen. Einen andern Standpunkt nahm Becker ein, der durch seinen 1827 erschienenen „Organismus der Sprache“ und durch die nachfolgenden Lehrbücher die Schulgrammatik beeinflusste. Er betrachtete die Sprache als ein Erzeugnis des menschlichen Verstandes, die Grammatik als angewandte Logik, und so schuf er in seinen Lehrbüchern ein festgefügttes Lehrgebäude der deutschen Sprache, dessen System, wie er meinte, für alle Sprachen anwendbar sein sollte. Er übersah dabei, dass die Sprache nicht bloss dem Verstande, sondern fast mehr noch dem Gemüte und der Phantasie ihr Dasein verdankt, und dass die meisten sprachlichen Vorgänge sich in der geheimnisvollen Sphäre des Unbewussten vollziehen. Becker war in dem weitem Irrtum befangen, das Neuhochdeutsche sei eigentlich die Sprache aller Deutschen, wenigstens aller Oberdeutschen, und da die Mundarten nur wenig davon abwichen, so sei es nur notwendig, die Kinder über die Sprache denken, m. a. W. sie Grammatik zu lehren, um ihnen den richtigen Gebrauch der Sprache beizubringen. Scherr nun, der selber eine logisch angelegte Natur war, fühlte sich mächtig von der Beckerschen Grammatik angezogen, die allerdings gegenüber dem morsch und unwissenschaftlich gewordenen Adelungschen Sprachgebäude einen grossen Fort-

schritt darstellte. Er betrachtete denn auch den Unterricht in der Grammatik als einen Hauptbestandteil des Sprachunterrichts. — In seiner Elementar-Sprachbildungslehre bildet sie den zweiten Kursus; in allen seinen spätern Sprachlehrmitteln weist er die Grammatik den drei Klassen der Real-
schule zu. — Scherr sah seine Aufgabe darin, aus der Becker-
schen Grammatik eine Auswahl für die Schule zu treffen, den Stoff zu vereinfachen und zu methodisiren. Namentlich liess er sich angelegen sein, die theoretisch gewonnenen Erkenntnisse durch viele Übungen in sprachliche Fertigkeit umzuwandeln. Daneben war er allerdings der Ansicht, dass die Grammatik eine Denklehre sei, dass sie grossen formalbildenden Wert besitze und, richtig betrieben, für den Schüler der Volksschule bis auf einen gewissen Grad das Studium der alten Sprachen ersetzen könne. Über die Lehrweise der Grammatik lassen wir Scherr selber sprechen: „Durch Wortzusammenstellung und durch Sätze wird zuerst die Sache gegeben und dargestellt, veranschaulicht; dann werden mit Hilfe des Lehrers die Lehrsätze an jenen abstrahirt und kurz, einfach und klar zusammengefasst und eingeprägt; hierauf folgen Aufgaben zur Übung und Anwendung. Das grammatische Schulbüchlein enthält für jeden Abschnitt: a. Beispielsätze, b. Lehrsätze, c. Aufgaben. Alles andere ist Sache des Lehrers.“ Es muss zugegeben werden, dass Scherr anfänglich in den Anforderungen an die Schüler zuweit ging, dass er, durch die Beckersche Theorie verleitet, an die Abstraktionskraft der Kinder zu grosse Anforderungen stellte. Aber bald sah er seinen Irrtum ein. Wenn wir die grammatischen Lehrmittel der 30er und 40er Jahre mit denen der 60er Jahre vergleichen, so zeigt sich ein fortwährendes Streben nach Vereinfachung und Elementarisirung. Die „Sprachlehre“ verwandelt sich allmählig in eine methodisch geordnete Sammlung von Sprachübungen.

Aber dazu konnte sich Scherr bei allem Streben nach Abrüstung nicht verstehen, die Grammatik, wie von gewisser Seite verlangt wurde, als überflüssig aus dem Lehrstoff der

Primarschule auszuscheiden. Zwar gibt er zu, er habe eine ziemliche Anzahl Lehrer grammatischen Unterricht erteilen hören, „der Art, dass sich die hölzernen Schulbänke des Lehrers und der Schüler hätten erbarmen mögen.“ Er habe aber auch viele andere getroffen, die es verstanden, die Schüler anzuregen und ihnen ein lebhaftes Interesse für das Fach einzuflössen.

Während die alte Schule ausser Lesen, Schreiben, Rechnen nur Religionsunterricht aufwies, so führte Scherr auch die *Realien* in die Primarschule ein. Nicht ohne Widerstand! Scherr rechtfertigte die Neuerung mit drei Gründen. Erstens verlange das Ziel der Volksschule, allgemeine Menschenbildung, ein gewisses Mass realistischer Kenntnisse. „Wer z. B. nicht einmal sein eigenes Vaterland kennt“, sagt Scherr, „von der Geschichte seines Volkes nichts weiss, wer von den gewöhnlichsten Gegenständen und Erscheinungen in der Natur nur undeutliche Begriffe oder irrige Ansichten hat, der hat keineswegs die Stufe allgemeiner Menschenbildung erreicht.“ Zweitens verlange das gesellige Leben Aufklärung über die Verhältnisse des Staates, über Handel und Industrie, über Natur- und Kunstprodukte. Drittens haben die Realien formal bildenden Wert, indem sie den geeigneten Stoff liefern für Übungen im Denken, Sprechen, Lesen und Schreiben. — Das Verdienst, die Realien zum ersten Mal in das Lehrprogramm der modernen Schule aufgenommen zu haben, gebührt der philanthropischen Schule. Aber lange suchte man die richtige Form. So legte man den Stoff in Gesprächsform nieder, oder in der Art des Katechismus als Fragen und Antworten; anderswo suchte man ihn durch Vermengung mit Märchen, Fabeln und Gedichten kurzweilig zu machen; andere glaubten, durch systematische Anordnung und möglichst ausführliche Übersichten einem wissenschaftlichen Bedürfnis entgegenkommen zu sollen. Scherr aber bietet aus der Fülle des Stoffes eine Auswahl des für die Jugend Passendsten in leicht fasslichen Lestücken.

Als Hauptzweck des *Geschichtsunterrichts* bezeichnet er die Einwirkung auf Geist und Gemüt. „Es werden Erzählungen

gegeben aus der Lebensgeschichte grosser Männer, und einzelne wichtige Begebenheiten ausführlich dargestellt. Die Ausdrucksweise soll klar und bestimmt sein, jedoch keineswegs so leicht, dass die Auffassung durchweg ohne ernsteres Nachdenken geschehen könnte.“ „Das Auswendiglernen von vielen Jahreszahlen, Orts- und Personennamen entspricht dem Zwecke nicht. Die vorherrschende Form ist die biographische. In der Reihe der Erzählungen lässt man die Aufeinanderfolge der Begebenheiten nicht ausser Rücksicht.“ Da schon in der 3. Klasse die biblische Geschichte in elementarer Darstellung geboten wurde, so lag es nahe, in der 4. Klasse die Ägypter mit Psamenitos, die Assyrier mit Semiramis, die Meder, Perser, Lyder mit Astyages, Kyros, Krösos, dann die Griechen und Römer folgen zu lassen. Die wichtigsten Personen und Ereignisse der Schweizergeschichte schiebt er an passendem Orte in die Weltgeschichte an. Das Unterrichtsverfahren zeichnet Scherr folgenderweise: a) Lautes Lesen eines Abschnittes durch einzelne Schüler; b) Erklärung dieses Abschnittes u. s. f. bis zu Ende der Erzählung; c) Leises Lesen als stille Beschäftigung; d) prüfendes Fragen und Antworten, sowie auch zusammenhängende Erzählung einzelner Vorgänge. — Es fällt auf, wie gründlich sich seit Scherrs erstem Auftreten in diesem Fache der *Lehrstoff* geändert hat. Nach dem neuesten Lehrplan beginnt der Geschichtsunterricht erst in der 5. Klasse; die alte Geschichte ist aus dem Pensum der Primarschule entfernt; Bilder aus der Weltgeschichte sollen nur beigezogen werden, soweit solche zum bessern Verständnis der vaterländischen Geschichte notwendig sind. Es muss übrigens beachtet werden, dass Scherr selbst schon in den Sechziger Jahren sich zu einer ähnlichen heilsamen Änderung bekehrt hat; seine Schulbüchlein aus dieser Zeit enthalten nur Erzählungen aus der Schweizergeschichte. — Auch in der *Lehrweise* hat sich ein ähnlicher Umschwung vollzogen. Scherr geht von der Ansicht aus, die Schule müsse den jungen Menschen befähigen, geschichtlichen Lesestoff zu verstehen, damit er später durch eigene Lektüre sich fortbilden könne;

demgemäss geht er vom Lesen und Erklären aus. Die neuere Methode verlangt dagegen, dass der Lehrer den geschichtlichen, wie überhaupt den realistischen Lesestoff durch mündlichen Vortrag und freie Besprechung vermittele und dem Lesebuch erst die zweite Stelle einräume. Unzweifelhaft ist die neuere Methode die naturgemässere; doch entbehrt auch der Scherrsche Standpunkt nicht einer gewissen Berechtigung.

Sehr verständig sind Scherrs Anweisungen über die Einführung in den *geographischen* Unterricht. Schon in seinem Handbuch vom Jahre 1847 empfiehlt er, denselben im Freien zu beginnen, indem der Lehrer von einem erhöhten Standpunkte aus den Schülern die ersten geographischen Begriffe erkläre. Das Gesehene habe der Lehrer dann auf der Wandtafel zu skizziren und so auf das Verständnis der Karte vorzubereiten. Da aber viele geographische Vorstellungen sich nicht durch direkte Anschauung gewinnen lassen, so schlägt er die Erstellung einer gemalten Landschaft von der Grösse einer Wandkarte vor, auf welcher alle geographischen Elementarbegriffe veranschaulicht sind. Ausdrücklich warnt er vor zu vielen Einzelheiten und vor Überladung mit Namen und Zahlen; dagegen empfiehlt er kleinere charakteristische Schilderungen von Land und Leuten. Als stark überladen muss uns das Pensum der 4. und der 6. Klasse erscheinen. Was Scherr in drei Jahre zusammenpresst, das ist nun auf fünf Jahre verteilt.

Der *naturkundliche* Unterricht erstreckt sich in der Hauptsache auf Pflanzen- und Tierbeschreibungen. Die ausgewählten Gegenstände sollen Repräsentanten von Gattungen sein, und womöglich nicht nur im Bilde, sondern in der Natur selbst nachgewiesen werden können. Daneben dürfen aber einzelne Tier- und Pflanzenarten fremder Länder nicht fehlen; denn es sei eine Tatsache, dass Kinder von fremdartigen Gegenständen mehr angezogen werden, als von den einheimischen. In kurzen Rückblicken werden die Hauptmerkmale zusammengestellt und dadurch die Gattungsbegriffe entwickelt. — Ferner verlangt Scherr auch für die Primarschule Mittheilungen aus

der Naturlehre. Wie der Betrachtung der Erde als Weltkörper, so legt er auch diesem Teil des Realunterrichts grosse Bedeutung bei; er könne am meisten dazu beitragen, eine vernünftige, heitere Lebensansicht zu befördern und dem quälenden Aberglauben ein Ende zu machen. Er verhehlt sich zwar nicht, dass dieser Unterricht unter allen Realfächern wegen der Veranschaulichung die meisten Schwierigkeiten darbiete. Für den geographischen und naturgeschichtlichen Unterricht sind Karten und Bilder hergestellt worden; für die Naturlehre bedarf es des Experiments, der Apparate. Gegen deren Anschaffung erhob man der Kosten wegen Einwendungen. Aber bereits Scherr hat richtig erkannt, dass für die Veranschaulichung wichtiger Erscheinungen und Tatsachen ganz einfache Vorrichtungen genügen, die sich fast ohne Kosten herstellen lassen. Er beschreibt eine Anzahl solch elementarer Experimente, z. B. wie man nachweisen könne, dass die Luft ein Stoff, dass sie ausdehnbar sei, einen Druck ausübe u. s. w. Er verlangt die Erklärung der atmosphärischen Erscheinungen, die Beschreibung der im praktischen Leben verwendeten Vorrichtungen, wie Barometer, Thermometer, Blitzableiter u. s. w. So praktisch-verständig und methodisch-richtig diese Auseinandersetzungen sind, so musste dagegen deren Ausführung in den Schulbüchlein für die Lehrer irreführend sein. Die Belehrungen sind nämlich in das Gewand einer Unterhaltung zwischen einem Dr. Friederich und den Schülern gekleidet. Darin lag eine Verlockung, als Lesestoff zu behandeln, was der Gegenstand mündlicher Besprechungen sein sollte. Übrigens scheint es, dass dieser Teil von den Lehrern meistens übergangen wurde, und so ist er denn auch von Scherr selbst in den spätern Bearbeitungen der Realbücher weggelassen worden.

Nachdem die Alltagsschule mit Lehrmitteln versehen war, machte sich Scherr ans Werk, auch die 3. Stufe, die Ergänzungs- und die Sekundarschule mit Lesebüchern auszustatten. Im Jahre 1849 erschien ein solches für die *Repetir- und Ergänzungsschule*, bestehend aus drei Teilen für die drei

Klassen. In einem Anhang gibt er ausführlich Anleitung über Zweck und Gebrauch dieses Lehrmittels. Er findet, die genaue Einteilung in Jahresklassen habe sich gut bewährt; ihr habe man es zu verdanken, dass die zürcherische Alltagsschule mit sechs Klassen Besseres leiste als in andern Kantonen und in Deutschland die Schule mit acht- und zehnjähriger Alltagsschulzeit; in solchen Schulen müsse man zwei und mehr Jahrgänge in eine Klasse verschmelzen, was eine richtige Ausnutzung der Zeit und einen naturgemässen Fortschritt unmöglich mache. Die Einteilung in Jahresklassen sei daher auch auf der dritten Schulstufe durchzuführen. Diese dürfe auch durchaus nicht eine blosse Repetierschule sein. Mit dem 12. Jahre trete der Schüler in ein neues Stadium der Entwicklung und verlange nach neuen Stoffen. Allerdings sei die Repetition und Befestigung des früher Gelernten notwendig; aber sie müsse mit neuem, weiterführendem Stoffe sich verbinden, dass neue Anregung, Fortbildung und Wiederholung zu ihrem Rechte kommen. Darum verwirft er auch den Namen Repetierschule und empfiehlt die Bezeichnung Ergänzungs- oder Zivilschule. Der letztere Name erklärt sich aus dem Inhalt. Scherr legt grosses Gewicht darauf, dass auf dieser letzten Stufe die Schüler auf das gesellschaftliche und bürgerliche Leben vorbereitet werden. Als Unterrichtsfächer bezeichnet er Religion, Sprache, Rechnen und Messen, Singen. Der Sprachunterricht umfasst aber ausser Lesen, Sprechen, Schreiben noch eine Reihe anderer Fächer. Zunächst werden die Realien weiter geführt; die Schweizergeschichte wird bis zur Gegenwart fortgesetzt; in der Geographie kommt das Wesentliche der mathematischen Geographie und der Himmelskunde hinzu; die Naturkunde gipfelt in der Beschreibung des menschlichen Körpers und in der Gesundheitslehre. Daran schliessen sich Abschnitte über Pflichtenlehre, Aufsätze über Landwirtschaft, über Seelenlehre, Sitten-, Tugend- und Anstandslehre, Mitteilungen aus dem Gebiete der Staatswissenschaft, der Berufstätigkeiten und des religiösen Lebens. Man sieht, Scherr hat der dritten Schulstufe ihre

Rationen reichlich zugemessen. Leider haben wir nach mehr als 50 Jahren die Zeit noch nicht finden können, um unserer Jugend solch treffliche Bildungsstoffe zu vermitteln, die doch zu einer wirklich harmonischen und einigermaßen vollständigen Ausbildung des Volkes gehören. — Das Lehrmittel wurde in den fünfziger Jahren in vielen zürcherischen Ergänzungsschulen eingeführt. Obligatorisch wurde es jedoch nicht; offenbar fand man, es sei für die Altersstufe in einzelnen Teilen zu hoch. Im folgenden Jahrzehnt erwuchs ihm eine scharfe Konkurrenz in einem Buche von Eberhard. Scherr war kurz vor seinem Hinschied noch mit einer Neubearbeitung seines Lesebuches beschäftigt, konnte es aber nicht vollenden. Erst die Siebenziger Jahre brachten der Ergänzungsschule obligatorische Lehrmittel.

Grössern Erfolg hatte Scherr mit seinem „*Bildungsfreund*“, dessen erste Auflage 1834 erschien. „Ein Lesebuch für den häuslichen Kreis und für höhere Volksschulen“, hatte er das Buch zuerst betitelt, später „ein republikanisches Lesebuch“. Durch beide Titel sind bestimmte Zwecke angedeutet, durch die sich das Werk von den gewöhnlichen Lesebüchern unterscheidet. „Die Beförderung republikanischer Rechte und Tugenden“ ist der Hauptzweck der prosaischen Abteilung. Die Anlage entspricht dieser Absicht: Kurze geschichtliche Anekdoten veranschaulichen ethische Begriffe; Biographien von Freiheitshelden und Wohltätern der Menschheit sollen Begeisterung pflanzen; kurze Aussprüche, meist von Johannes Müller, bieten Themen, um das politische Denken anzuregen; Reden und Briefe bedeutender Personen sind rhetorische Muster gediegenen Inhalts; monographische Darstellungen von Freiheitskämpfen alter und neuer Zeit sind bestimmt, zum Patriotismus und zur Opferwilligkeit zu entflammen; Mitteilungen aus der Länder- und Völkerkunde leiten den Blick aus der engen Heimat in die Ferne und erweitern so den Gesichtskreis. Auch hier haben Sagen, Märchen, Legenden, Fabeln keine Gnade gefunden. Der patriotisch-ethischen Tendenz werden die sprachlichen und ästhetischen Rücksichten

untergeordnet. Es ist ein starker, männlicher Geist, der hier die Feder geführt hat. Wenn der prosaische Teil etwas einseitig angelegt ist, so verrät der poetische Teil das zarte Gemüt und den feinen poetischen Sinn Scherrs; er hat Grosses geleistet zur ästhetischen Bildung unsers Volkes. Durch den „Bildungsfreund“ ist Schillers Tell zum ersten Mal breiteren Schichten bekannt und so zu unserm Nationaldrama geworden. Die übrigen Abschnitte enthalten eine Auswahl des Schönsten, was die deutsche Dichtung erzeugt hat. Was Scherr im Vorwort zur 2. Auflage über die Behandlung von Gedichten sagt, was er empfiehlt und wovor er warnt, ist heute noch beherzigenswert und dürfte die richtige Mitte halten zwischen dem Zuwenig und Zuviel. -- Ein halbes Jahrhundert hat sich das Buch in vielen Sekundarschulen gehalten, ein langes Leben für ein Schulbuch, und mit berechtigtem Stolze durfte Scherr sagen: „Man hiess den „Bildungsfreund“ in Haus und Schule willkommen und derselbe fand in den weitesten Kreisen Eingang. Schweizerjünglinge nahmen ihn als Begleiter in die fernsten Erdgegenden mit und labten sich an seinen Mitteilungen, die als Stimmen aus dem fernen Vaterlande die Herzen berührten.“

Dass Scherr auch ein Meister der *Lehrkunst* und ein äusserst taktvoller *Erzieher* war, geht aus zahlreichen Äusserungen seiner Schüler hervor. Einer der talentvollsten Jünger Scherrs, Sieber, gibt folgendes Bild vom Unterrichte seines Lehrers: „Folgen Sie mir in eine Unterrichtsstunde Scherrs. Der Meister behandelt mit den ältern Zöglingen die Seelentätigkeiten, die er aus einer Fülle konkreter Anschauungen und Erlebnisse in ein einfaches, fassliches System konstruiert und sofort für die Zwecke der Erziehung und des Unterrichts verwendet. An formales Denken bereits gewöhnt, beteiligen sich die Zöglinge mit Lust und Eifer an den scharfsinnigen und doch alle Silbenstecherei verpönenden Untersuchungen; durch eingehende Behandlung des Organismus der Muttersprache wird diese selbst bis zur Durchsichtigkeit dem Verständnisse nahe gebracht, eine Schule der formalen Logik.

Das war die Verstandesbildung am Scherrschen Seminar. Der Unterricht in der deutschen Litteratur gestaltete sich zu wahren Weihestunden. Die Zöglinge durften nicht vorschnell über die Meisterwerke der Poesie absprechen; erst mussten sie dieselben lesen und verstehen lernen; dann folgte in massvoller Zurückhaltung die ästhetische Würdigung. Als der Meister die Goethesche Strophe vorführte:

„Und hab' ich einsam auch geweint,
So ist's mein eigener Schmerz,
Und Tränen fließen gar so süß,
Erleichtern mir das Herz,“

und schliesslich das ganze Gedicht in seelenvollem Accent zusammenhängend vortrug, da sass die Klasse in Rührung da, und ihre mühsam zurückgehaltenen Tränen und die Zähre im Auge des Meisters sagten, welches die Gemütsbildung des Scherrschen Seminars sei.“ — Ein anderer Schüler Scherrs, Bänninger, der treffliche Elementarlehrer und Jugendschriftsteller, schildert, wie sein Lehrer die Zöglinge zu behandeln wusste: „Mit leichter Mühe handhabte Scherr Ruhe und Ordnung in seiner Klasse, wie in der ganzen Anstalt. Selten begegnete etwas Schlimmes. Vor dem sittlichen Ernste des Direktors scheute sich jeder, etwas zu tun, was die Grundsätze einer musterhaften Aufführung tief verletzen konnte. Fand irgend einmal etwas Unrechtes statt, dann zeigte Scherr erst recht seine Befähigung als Lehrer und Erzieher. Er geriet keineswegs in Aufwallung und heftigen Zorn. Vielmehr war es das Gefühl des Mitleids und der Teilnahme, welches ihn bei der Bestrafung leitete. Ein unzufriedener Blick von ihm oder eine kurze Zurechtweisung in Worten machte auf den Fehlbaren fast immer einen unauslöschlichen Eindruck.“ — „Scherr besuchte mit den Zöglingen häufig die Dorfschule in Küsnacht (die als Übungsschule diente) und zeigte ihnen durch Lehrübungen mit Schülern das rechte Schulhalten. Bei diesen Lektionen erwies er sich wiederum als ein wahrer Meister. Er konnte so klar, deutlich und verständlich mit kleinen Kindern reden, dass es für jedermann ein hoher Genuss war, ihm zuzuhören.“

Wir müssen es uns versagen, die gesamte *litterarische Tätigkeit* Scherr's, soweit sie nicht schon besprochen worden ist, auch nur summarisch zu erwähnen. Nur auf zwei besonders wichtige Erzeugnisse wollen wir noch kurz hinweisen.

Im Jahr 1847 erschien von ihm in Leipzig eine Broschüre, betitelt „*Organisation der Volksschule*“. Sie berücksichtigt nicht speziell schweizerische Verhältnisse, sondern ist für einen internationalen Leserkreis berechnet. Scherr zeichnet darin das Ideal der Volksschule, wie es ihm damals vorschwebte, und also das Ziel, das allmählig, bei günstiger werdenden Verhältnissen, angestrebt werden sollte. Er unterscheidet drei Stufen, die Schule der Kindheit, die der mittlern Jugend und die des bürgerlichen Alters. Die *Schule der Kindheit* umfasst die Zeit vom 6. bis 14. Lebensjahre, also acht Klassen mit täglichem Unterricht. Das Pensum dieser Stufe geht nicht über das hinaus, was die damaligen Lehrpläne von den sechs Klassen der Alltagschule forderten. Ausführlich entwickelt er die Ansicht, dass die Rücksicht auf die Anforderungen des Lebens dazu geführt habe, zu viel und teilweise zu schweren Lehrstoff in die sechs Jahre der Alltags- und in die drei Jahre der Ergänzungsschule hineinzupressen. Die Folge davon sei, dass vieles von dem Gelernten nicht gehörig verdaut und nach dem Austritt aus der Schule rasch wieder vergessen werde. Die Ausdehnung der Alltagschule auf acht Jahre ohne Vermehrung des Lehrstoffes ermögliche dagegen eine naturgemässe, solide Durcharbeit. — Die *Schule der mittlern Jugend* umfasst die Zeit vom 14. bis 18. Lebensjahre. Die Unterrichtszeit dauert etwa drei Stunden wöchentlich. Lehrgegenstände sind: 1) Praktische Übung im Sprechen, Lesen, Schreiben und Rechnen. 2) Realien: Geschichte, Naturkunde, Erdkunde, nicht systematisch, sondern ausführliche Behandlung praktisch wichtiger und geistbildender Gegenstände, 3) Sitten- und Pflichtenlehre, Poesie und Gesang. Die Unterrichtsweise und die Behandlung der Schüler ist eine freiere, dem Alter angepasste. Um die jungen Leute zur Selbstfortbildung durch gute Lektüre anzuregen, erhält jeder

Schüler dieser Stufe gratis ein Wochenblatt realistischen, technischen, tagesgeschichtlichen und poetischen Inhalts. — Die *Schule des bürgerlichen Alters* soll eine freie Vereinigung von Personen über 18 Jahren sein. In wöchentlichen Versammlungen werden Vorlesungen und Besprechungen abgehalten, deren Stoff sich auf die Gegenwart bezieht. Die Vortragenden sind Lehrer, Geistliche, Ärzte und andere theoretisch oder praktisch gebildete Personen. Jeder Familie wird eine Monatsschrift, die gute grössere Erzählungen, Auszüge aus neuern Gesetzen mit Erläuterungen, Nachrichten über Landwirtschaft, Handel, Gewerbe u. dgl. enthält, gratis ins Haus geliefert. Mit diesen Publikationen will Scherr der schlechten Unterhaltungslitteratur entgegen wirken.

Tritt uns Scherr in der eben besprochenen Schrift als idealer, weitblickender Schulmann und kühner Organisator entgegen, so lernen wir ihn in seinem „*Pädagogischen Bilderbuch*“ als Dichter, als Novellisten kennen. Es ist jedoch nicht sowohl künstlerischer Schaffenstrieb, der ihm die Feder in die Hand drückte, als der Drang, in neuer, wirksamer Form für Schule und Volkswohlfahrt zu arbeiten. Die „Päd. Bilder“ sind also Tendenzschriften, wie Pestalozzis Lienhard und Gertrud. Der Verfasser selbst erklärt, die Veranlassung zu seinem Werke sei die Beobachtung, dass das Interesse für Schul- und Erziehungsfragen zu erschaffen beginne; dass man der regenerirten Schule den Vorwurf mache, sie halte nicht, was man von ihr erwartet; dass die Diskussion über Schulangelegenheiten sich in die zahlreichen Schulblätter zurückgezogen habe, die wenig Einfluss übten, da sie meist nur von Lehrern gelesen würden. Es sei somit am Platze, in einer das Volk ansprechenden Form die vielorts herrschenden Vorurteile zu bekämpfen und geläuterte Ansichten über die häusliche Erziehung und die Schulbildung zu verbreiten. Das „Päd. Bilderbuch“, unter dem Pseudonym Christian Frymann herausgegeben, besteht aus vier Bänden, von denen der erste 1855, der letzte im Todesjahre Scherrs, 1870, erschienen ist. — Die wichtigsten Partien des ersten Bandes sind die „*Bilder*

häuslicher Erziehung“, worin er zeigt, an was für Schäden das Familienleben an vielen Orten krankt, und die „*Schattenrisse aus dem Personal der Volksschullehrer*“, warnende Beispiele, auf welche Irrwege der junge Lehrer geraten kann, der aus der klösterlichen Stille des Seminars in das bewegte Leben hinaus versetzt wird. — Der zweite Band zeichnet im „*Schullehrer von Tobelhausen*“ die höchst sympathische Gestalt eines Lehrers, der ideale Gesinnung mit praktischem Geschicke verbindet und der sich in seinem Berufe glücklich fühlt. Es ist dies eine hübsche Novelle, auf die ich den Verein für Verbreitung guter Schriften aufmerksam machen möchte. — Im 3. Bande, „*Neue Rettungshäuser*“, wird die Geschichte zweier Waisenkinder erzählt, die in einer wackern Lehrersfamilie zu tüchtigen Menschen erzogen werden. Damit will der Verfasser zeigen, dass der Staat und die gemeinnützigen Vereine lieber die Familienerziehung unterstützen, als Waisen- und Rettungshäuser gründen sollten. — Im 4. Bande setzt er u. a. seinem edeln Mitarbeiter, dem Bürgermeister Hirzel, ein biographisches Denkmal.

Versuchen wir zum Schlusse, das *Verhältnis Scherrs zu Pestalozzi* mit einigen Strichen zu zeichnen. Scherr wandelte insofern auf den Bahnen Pestalozzis, als auch er durchglüht war von dem Bestreben, die Volkswohlfahrt durch eine bessere Erziehung zu heben. Er verehrte in Pestalozzi den Mann mit dem warmen Herzen, der arm durchs Leben wandelte, um andern ein menschenwürdiges Erdendasein zu ermöglichen. Er stimmte mit ihm darin überein, dass aller Unterricht, um bildend zu wirken, elementarisirt, d. h. der Fassungskraft der Kinder angepasst, und psychologisirt, d. h. mit den Gesetzen des Seelenlebens in Übereinstimmung gebracht werde. Gleichwohl war Scherr kein Pestalozzianer und wurde von den Anhängern des Einsiedlers auf dem Neuhof auch nicht als solcher anerkannt. Der Pestalozzianer Hans Georg Nägeli war gegen seine Wahl als Seminardirektor; er führte, obwohl sein Kollege im Erziehungsrat, lange einen erbitterten Kampf gegen ihn, und stellte erst nach Jahren, durch die grossen Erfolge Scherrs

versöhnt, seine Opposition ein. Diese Abneigung mochte wohl zum Teil darauf beruhen, dass der „urchige“ und derbe Zürcher lieber einen Schweizer, als den streitbaren und redengewandten Schwaben zu seinem Mitarbeiter gehabt hätte. Aber es sind tiefere Differenzen, die Scherr von den Pestalozzianern trennten. Der methodische Grundsatz vom lückenlosen Fortschritt verleitete die Anhänger Pestalozzis zu einem allzuweiten Ausspinnen des Lehrstoffes, was die Brauchbarkeit ihrer Lehrmittel stark beeinträchtigte. Scherr dagegen bekämpfte die systematische Vollständigkeit und verlangte eine Auswahl des Bildendsten und Wissenswertesten. Pestalozzi hatte als Fundamentalsatz der Methodik die unmittelbare Anschauung aufgestellt, und seine Anhänger führten ihn in den Lehrmitteln für Sprache, Zahl und Form mit unerbittlicher Konsequenz durch. Scherr dagegen betonte, dass die Kinder schon aus dem Elternhause einen Vorrat an Vorstellungen und Begriffen mitbrächten, an welche die Schule anknüpfen müsse; die fortgehende elementarische Veranschaulichung sei ein Verstoß gegen die Entwicklung der Geisteskräfte, sie führe zur Unselbständigkeit und zu einem endlosen mechanischen Formalismus. — Man pflegt die Deutschen ein Volk von Theoretikern und Philosophen zu nennen, und hebt rühmend oder tadelnd den praktischen Sinn der Schweizer hervor. Bei Pestalozzi und Scherr scheint das Umgekehrte zuzutreffen: jener war ein Schwärmer, überfliegend von schöpferischen Ideen, aber unpraktisch und ungeschickt in der Ausführung; dieser verstand es, die Ideen seiner pädagogischen und philosophischen Vorgänger auszumünzen, er war ein genialer Organisator und erzielte daher grosse und nachhaltige Erfolge. Auch die verschiedene Art, wie die Beiden zu Pädagogen geworden sind, ist für ihr Wesen bedeutsam. Pestalozzi hatte das Volk in seiner Armut, in seiner körperlichen, geistigen und sittlichen Verwahrlosung gesehen; sein Hauptbestreben ging deshalb dahin, es in sozialer Hinsicht zu heben; die Arbeit, die Handarbeit bildete einen Hauptfaktor in seinem Erziehungssystem, Es ist nur eine Konsequenz

dieses Strebens, wenn in den Seminarien der Schüler und Anhänger Pestalozzis, so eines Wehrli und eines Augustin Keller, die Landwirtschaft einen wesentlichen Bestandteil des Unterrichtsprogramms bildete, und wenn verlangt wurde, dass der Lehrer in dieser praktischen Beschäftigung dem Volke als Muster voranleuchte. -- Scherr ist in der Stille von Blinden- und Taubstummenanstalten zum Lehrer gereift. Die soziale Not des Volkes und eigene Not haben nie so düstere Schatten auf seinen Lebensweg geworfen, wie auf den seines grossen Vorgängers. Darum beschränkte sich seine Wirksamkeit mehr auf die Schule, und in dieser Beschränkung liegt seine Stärke und die Nachhaltigkeit seines Erfolges. Er hoffte, durch möglichst intensive Geistesbildung werde das Volk auch ökonomisch gehoben werden. Wenn er den Lehrern auch eine bescheidene, leichtere Nebenbeschäftigung, wie z. B. Gartenbau, empfahl, teils um das Einkommen etwas zu verbessern, teils um mit dem Leben in Fühlung zu bleiben, so warnte er wiederholt und nachdrücklich vor zu eingehender Beschäftigung mit einem Nebenberuf. Man kann nicht zwei Herren dienen, rief er den Lehrern zu und führte ihnen in seinem Pädagog. Bilderbuch abschreckende Beispiele vor die Augen. — Pestalozzis Wirken fällt in die Zeit der französischen Revolution und deren Nachwehen. Da wurden die Geschicke der Völker in den obersten Regionen, ohne Mitwirkung von unten, entschieden. Pestalozzis Bestreben ging demgemäss weniger auf politische, als auf soziale und sittliche Schulung des Volkes. Scherr durchlebte die bewegte Zeit der Dreissiger Jahre. Er sah, wie das Volk in imposanten Versammlungen seine Geschicke in die eigene Hand nahm. Darum war sein Blick mehr auf das Politische, weniger auf das Soziale gerichtet. Er strebte eine politische Schulung des Volkes an; die Erziehung zur bürgerlichen Tüchtigkeit und zu republikanischen Tugenden lag ihm am Herzen.

Und *wie stehen wir heute zu Scherr?* Seit mehr als drei Jahrzehnten ruht der Meister im Grabe; auch seine Schüler sind bis auf wenige dahingegangen. Seine Lehrmittel sind

nicht mehr im Gebrauch; jede Zeit schafft sich die ihr zusagenden Formen und Werkzeuge. Die Unterrichtsmethode ist weitergebildet worden; denn im Geistesleben gibt es kein Fertigsein, keine Unfehlbarkeit, keinen Stillstand. Sie ist sogar in zwei Punkten über Scherr hinweg zu Pestalozzi zurückgekehrt. Die *Handarbeit* klopft, wenn auch mit veränderten Zielen, nachdrücklich wieder an die Pforten der Schule; und die direkte *Anschauung*, die in der Scherrschen Schule etwas mehr als gut in den Hintergrund trat, wird neuerdings als eine Hauptforderung bei jedem Unterricht betont. Dennoch werden wir nie vergessen, dass wir auf Scherrs Schultern stehen, dass wir die bewährten Grundlagen der Volksschule diesem schöpferischen Geiste zu verdanken haben und dass er, so lang er lebte, mannhaft gekämpft hat für die berufliche, gesellschaftliche und ökonomische Hebung des Lehrerstandes. Darum wird auch sein Name für alle Zeiten ein glänzender Stern in der Geschichte unseres Schulwesens bleiben.

